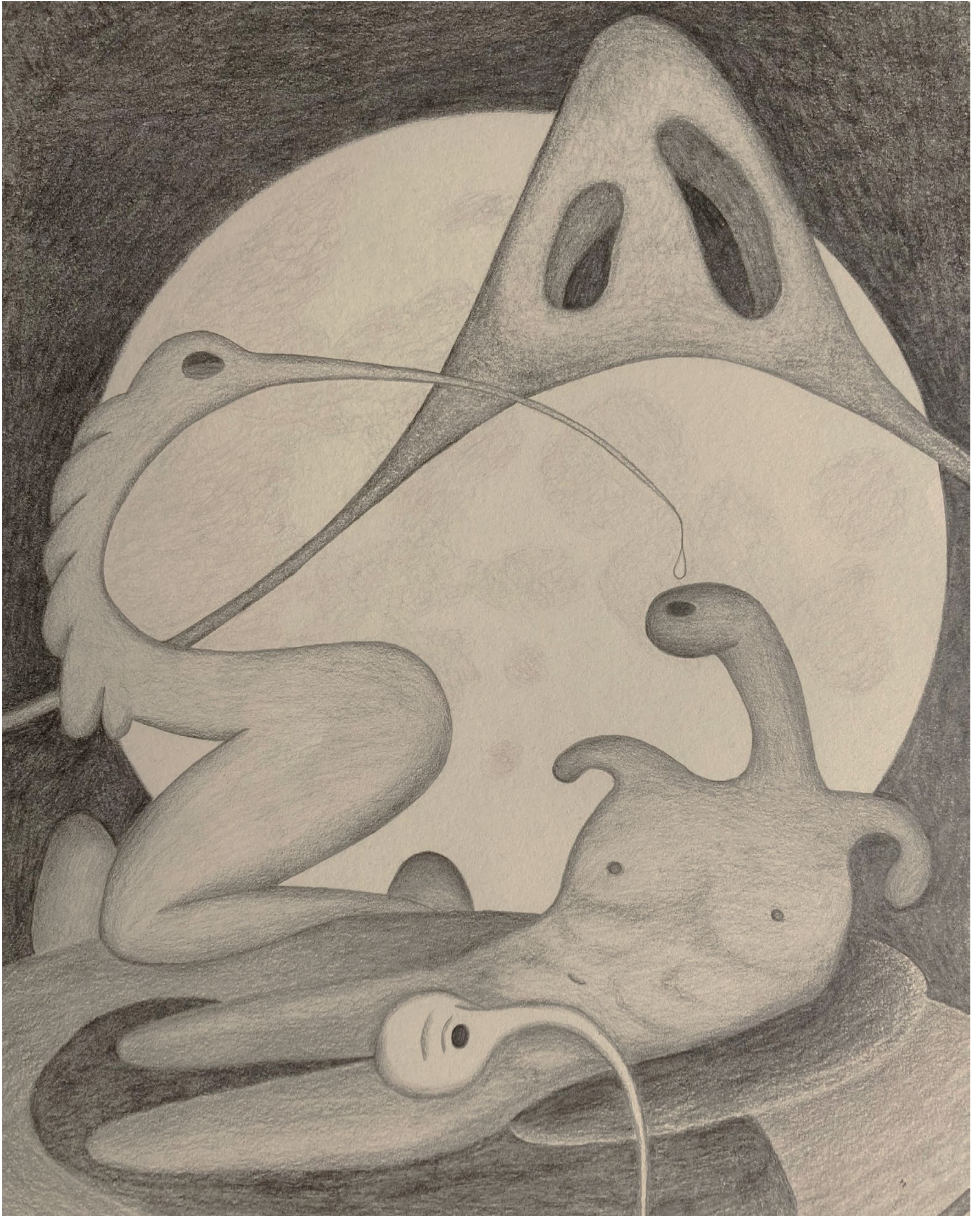
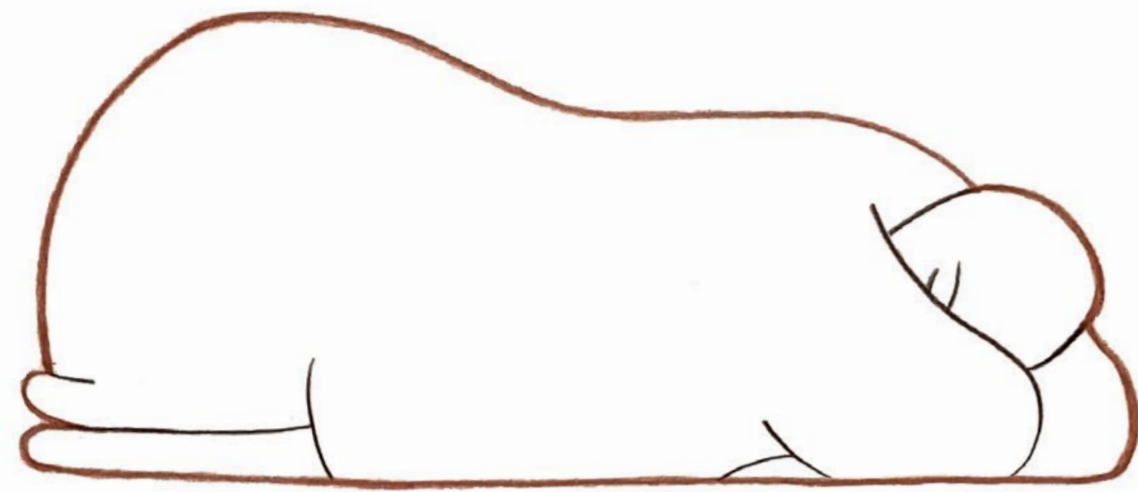


FÜNFZIGZWANZIG



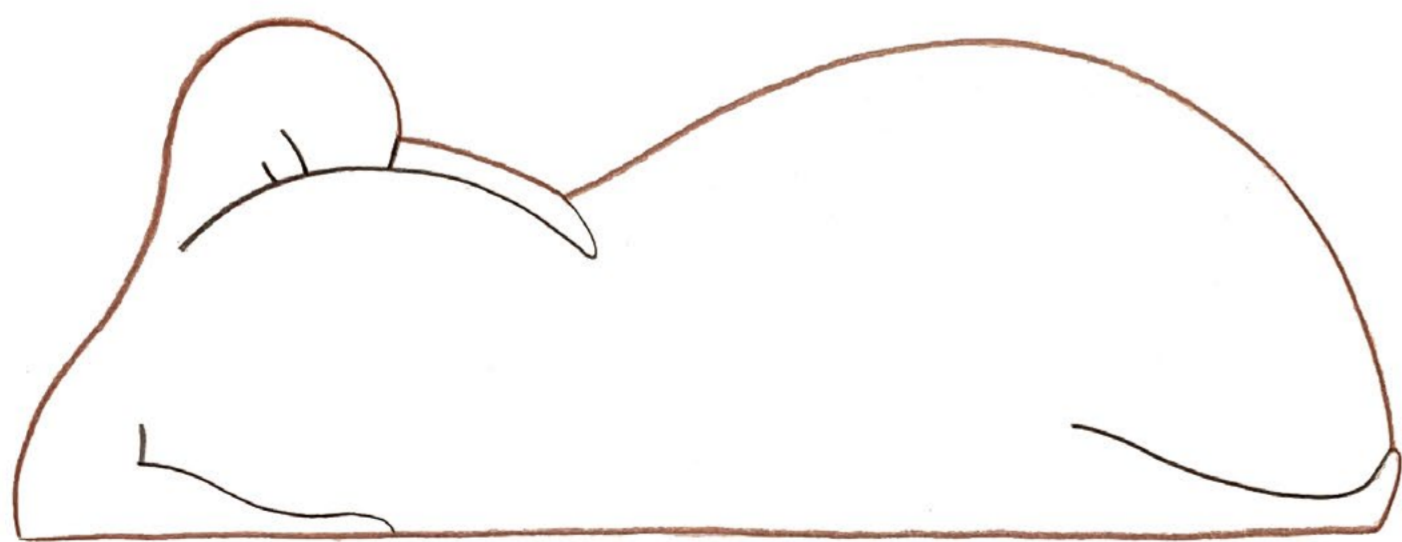
© Marianne Vlaschits - Entwurf für Malerei, Bleistift auf Papier, 2020



Marianne Vlaschits

A Body That Lasts

6.11.20 – 16.1.21

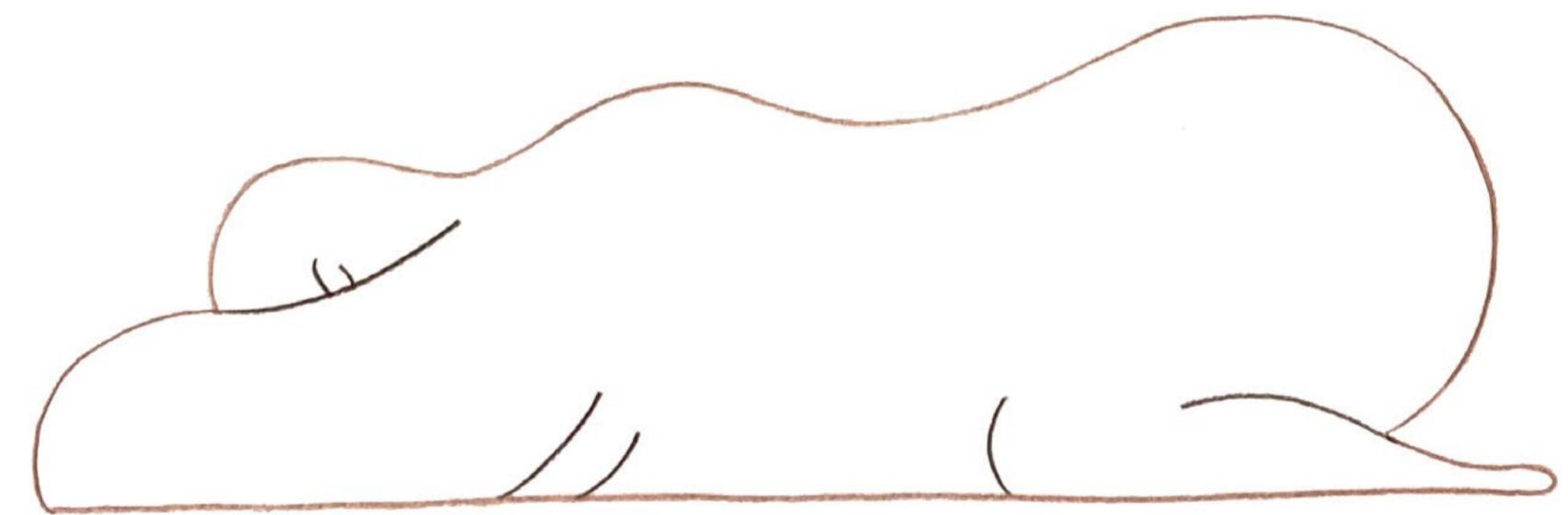


Eröffnung, Freitag 6.11.20, ab 16:00

Wir ersuchen die Besucher*innen aufgrund der aktuellen Lage ihren Besuch zeitlich einzuschränken.

© Marianne Vlaschits – Studien für die Raumschiffe, Buntstift auf Papier, 2020

Zwischen Innen und Außen liegt eine körperliche, räumliche und spirituelle Weite, dennoch kann ihre Abgrenzung voneinander nie präzise bestimmt werden. Sie sind in diesem Sinn keine zwei Pole, sondern eine fluide Einheit, die sich chronographisch zwischen Vergangenheit und Zukunft bewegt, räumlich über diverse Dimensionen erstreckt und uns an die Grenzen unserer Wahrnehmung bringen kann. Inmitten dieser Mannigfaltigkeit positioniert Marianne Vlaschits (geb. 1983 in Wien, lebt und arbeitet ebenda) ihre jüngsten Arbeiten, deren Sinnbild und Leitmotiv zugleich Träume sind. Basis und Verankerung in unserer Realität bildet eine überdimensional große, schlafende Frauengestalt. Reduziert zu einer reinen Hülle, wölbt sich ihr voller, weicher Körper über die gesamte Wandfläche. Als Anlehnung an neo- bis paläolithische Fruchtbarkeitsgöttinnen und okkulte Priesterinnen, deren Fettleibigkeit idealisiert wurde, ersinnt die Künstlerin eine Wandarbeit, die in ihrer Fülle und konvexen Form an die Fundstätten ebenjener Frauenartefakte erinnert: die heidnische Katakomba, Hypogäum genannt, ist unterirdischer Austragungsort einer fiktiven Reise, die uns ins Überirdische hinaus führt. Bis zu einem gewissen Grad von ihrer Menschlichkeit entkoppelt, schwebt unsere Priesterin als (T)Raumschiff durch ein Universum, das ihr Zeit- und Raumlosigkeit für eine neue Auseinandersetzung mit ihrem vergangenen, menschlichen Dasein bietet.



Marianne Vlaschits sanfte Riesin bietet organischen Arbeiten Platz, deren formale Qualitäten sich zu Portalen manifestieren um zwischen ihren Träumen und der betrachtenden Außenwelt zu vermitteln. Den Anfang macht wortwörtlich eine Nabelschau: „Primordial Mouth“, der erste Mund, zeigt eine Nahaufnahme der einstigen Verbindung zwischen Frau und Fötus auf einem unregelmäßig ovalen Bildträger. Diesem folgen abstrahierte Abbilder weiterer Organe und Verbindungsgänge zwischen der Außenwelt und dem Körperinneren. Kehlkopf („Tight Portal“), Rachen („Blocked Portal“) und Darm („Rose Portal“) bieten uns als Mikroporträts Zugang. Zudem sind Szenen eines fiktiven Narratives dargestellt, deren Protagonisten nur noch entfernt humanoide Züge aufweisen. Sie wirken entrückt, wie eine Makroaufnahme einer Reflexion über körperliche und geistige Existenzen. Alle Arbeiten verbindet die ungleichmäßige Form ihres Bildträgers, die außerhalb der strikten Normierung des Rechtecks steht, sowie die Farbpalette, die sich – ebenso Natürlichkeit anstelle von Künstlichkeit suggerierend – auf die Tonerde-, Ocker- und Fleischfarben der prähistorischen Anfänge der Malerei besinnt.

Immer tiefer sinken wir in die außerirdische Welt, die wir in den Arbeiten vorfinden. Marianne Vlaschits bereitet eine Bühne in einer Dimension, deren Fauna und Flora nicht mehr dem Erdplaneten zugeordnet werden kann. Auf ihr bieten sich Szenen dar, die Science Fiction mimen: Wesen, die verformt, gestreckt, gebläht und ineinander verschmolzen sind, ihre Gliedmaßen nicht mehr von ihren Geschlechtsteilen zu unterscheiden, interagieren im luftleeren Raum miteinander. In und auf ihnen befinden sich erneut erahnbare wie sichtbare Portale – Zugänge zu anderen Dimensionen – in denen das Innen und das Außen sich umstülpen, vermischen und in der Unendlichkeit eins werden. („Glowing Hole“, „The Vessel“, „The Love between Painting and Poetry“).

Die Kommunikationsweise der fremden Lebewesen ist als Übertragung über ihre feinen Hornantennen und über ihre Gestik denkbar. Denn was sich in der gesamten Installation abzeichnet, ist der Fokus auf einer sich systemisch wiederholenden aber doch freien Form von Informationsweitergabe. Vom Körper zum Geist und zurück werden Impulse angeregt, die jeder klassischen Sprache entbehren und doch ihre eigene Sprache finden. Es ist eine unsichtbare, geheimnisvolle Kommunikation, von der wir nicht wissen wie sie funktioniert; dennoch wird sie in den Arbeiten spürbar.

Wie aber kann eine solche Form von „reiner“, abstrakter Information körperlich erfahrbar gemacht werden? Innerhalb der Traummetapher kann eine neue Auseinandersetzung mit Gesagtem, Gemaltem, Sinnlichem und Sexuellem stattfinden: Gedanken und ihr vielfältiger Ausdruck in Sprache und Malerei aber auch der sexuelle Akt als Austausch von genetischem Material und körperlichen Sinneseindrücken sind Themen, an die Marianne Vlaschits uns innerhalb ihres unendlichen, alles verbindenden Kosmos heranführt.

Marianne Vlaschits lebt und arbeitet in Wien. Sie erhielt bereits mehrere Preise und Stipendien, u.a. das Förderstipendium des Bundes und das Emanuel und Sofie Fohn Stipendium. Kürzliche Solo- und Gruppenausstellungen, u.a. „Der Hase war Schuld“, Galerie Sophia Voniér Salzburg, 2019. „A New Home“, Nathalie Halgand Galerie Vienna, 2018. „Cake Ceremony“, KW Center for Contemporary Art Berlin, 2017. „A Construction Site of Extraordinary Feelings“, The Breeder Gallery, Athen 2020. „Stone Telling“, Kunstraum NÖ, 2019 Vienna. „Queer Encounters“, CalArts, 2017 Los Angeles.

Andrea Kopranovic (* 1991) lebt und arbeitet in Wien. Sie hat einen Master-Abschluss in Kunstgeschichte von der Paris-Lodron-Universität Salzburg und schreibt derzeit ihre Dissertation am Institut für Architekturtheorie und Technik-philosophie (ATTP) an der Technischen Universität Wien. An der Internationalen Sommerakademie Salzburg unterrichtete als Co-Lehrende die Klasse „Kreatives Schreiben über Kunst“. Derzeit arbeitet sie als Stellvertretende Direktorin bei Christine König Galerie / KOENIG2 in Wien. Sie kuratiert und schreibt für verschiedene Institutionen und Künstler*innen.



A Body That Lasts

Hier bin ich. Bin vielleicht schwer zu sehen. Lieg da und ruhe in eleganter Überlichtgeschwindigkeit. Schläfrig seit Jahrtausenden, hab ich mich sorgsam in den dunklen Himmel gebettet. Immer ist er mit mir, egal wohin ich mich bewege. Wobei ich sagen muss, ein Richtungswechsel liegt mir nicht, geradeaus, manchmal in Schleifen, insgesamt geradeaus. Niemand kann es bestimmen, nur ich sag meinen Flug. So groß bin ich, viel zu schwer, um mich zu heben, aus Erde und Metall bin ich gemacht. Doch für mich selbst ganz federleicht.

Aber rühr mich nicht an, berüh mich nicht, wegreißen tät es dir die Finger, die Hände, die Arme und die Schulter und alles, was du bist, wär ausgelöscht, geh einen Schritt zurück und komm nicht wieder.

Man sieht mein Rasen nicht. Alles, was mich berührt, zerschmilzt und zerbricht und zerfällt in Stückchen, kleiner als Stauteilchen. Meine Berührung ist intensiv.

Lieg ich da, muss ich mich schon sehr konzentrieren, wenn ich wissen will, was mit mir ist und auch um mich. Alles ist gleich, Sterne in mir, Sterne außerhalb. Mein schöner Himmel, in dem ich so wohlig bequemlich lieg, seine Temperatur ist so, wie ich bin, heiß und kalt, Töne gibt es keine. Es ist so ruhig hier, ich weiß, dass es sie einmal gab, Töne eins und zwei und noch einer, zu komplizierten Gebilden aneinandergefädelt, hochgetürmt, Melodien, nur unsichtbar. Hab ich lange nicht gehört. Es gab helle Töne und dunkle und rasche und welche, die langgezogen waren. Und es war schön, sie anzuhören, meine Kopflappen hinzuhalten (weiß nicht mehr, wie sie hießen), die fingen mir die Töne ein und ließen sie in eine Öffnung rutschen. Glückseligkeit. Weiß nicht mehr viel darüber, ist lang her. Angenehm, an dieses Nichts zu denken, es kommt mir so glimmernd vor.

Sehr schnell bin ich, noch hier, schon dort, die Sterne zeigen es an, rasch wechseln sie sich ab. Nur fühlen tu ich nichts davon. Es ist die Grundbedingung meiner großen Schläfrigkeit. Ich weiß nicht mehr, wie es begann, ich legte mich schlafen eines Nachts. Ich hatte damals noch spitze Glieder, Zehen, Haare, Brustwarzen, Nasen, alles. Ich schlief ein, sehr tief, es war wie Tauchen in pausenloser Schwärze, ich schlief in eine vollkommen zeitlose Zeit hinein. Bin wohl nie mehr aufgewacht. War zuerst seltsam. Dann so bequem! Die Trägheit hab ich neu erfunden. So unermesslich reich und schön und voller Träume. Nie will ich mehr ohne meine Trägheit sein.

Mein Körper wurde anders. Die rasche Bewegung hat sacht nach mir gegriffen, an mir geschabt und so zärtlich, ganz langsam, die Haare abgewetzt und alles Harte und Spitze an mir gerundet, bis es verschwand. Es hat lang gedauert, Jahr­millionen Jahre vielleicht, kaum weiß ich noch, was Nägel sind. Meine Augen sind flach ausgewalzt und matt, ich glaub, sie können nicht mehr sehen, aber ich hab jetzt diese wunderschöne kleine Falte an ganz anderer Stelle, Rückstand von meinem A ugenlid. Und spektakulär bin ich gekurvt an meinem ehemaligen Hinterteil. Auch Innendrinnen gab es Veränderung. Mein Herz ist eingegangen in mein Fleisch, mein Fleisch ist Erde, durchsetzt mit Stücken von Metall, es macht keine Schläge mehr, nur manchmal, da glüht mein Körper auf, dann wieder glüht er ab. Sind Herzschlagreste. Vielleicht stammts auch von dem, was einmal mein Atem war. Wer weiß das schon. Wer soll sich so lange konzentrieren. Nichts wurde mir genommen, ich wurde mir neu gegeben, die rasende Allbewegung hat mich schön gemacht, geschmeidig. Ein Kieselsteinchen bin ich, das mit seinem Bach spielt. Nur weich. Ein wundersamer Klumpen Teig, der manchmal aufglänzt, wie gefettet, junge Erde, frisch umgegraben, wenn mei-

nem Körper sein altes Herz in einem Traum einfällt und ich zusammenzucke. Ich nehme alles auf, bereitwillig. Und zerstöre alles, was vorwitzig meine Bahnen kreuzt. So bin ich. Bin überall und alles, was ist. Außerhalb von mir gibt es nur mich.

Alle Portale meines Körpers stehen offen. Und alles, was mich denken kann, tritt in mich ein. Ich bin so schnell, nur durch Gedanken zu erreichen. Sie kommen durch meinen Mund, die Lippen sind lang verschwunden, auch durch den Nabel, durch die zwei alten Löcher von der Nase, an Geschlechtern vorbei. Häute, wie riesige Vorhänge von riesigen Manegen, verdecken sie teilweise. Bin schön dehnb­ar. Manche Gedanken sind angenehm, manche angenehmer. Findet ein Gedanke aus einer weit entfernten Welt zu mir und ist er schließlich in mir, nehme ich, widerwillig muss ich sagen, langsam eine Form an, die an den Gedanken erinnert. Kann mich zu allem verformen, kann alles werden, aber nach einer Zeit lassen die Gedanken nach und ich werde wieder zu dem, was ich schon immer war.

Und immer weiter wachse ich, wenn mir nach Wachsen zumute ist. Bin ich hungrig, koste ich mich selbst, ich schmecke gut, ich bin ganz saftig und flüssig, zähflüssig und schäumend und dann rinnts in mir wieder wasserschnell glucksend. An andren Stellen bin ich knusprig wie glasierte Wolken. Hab ich ein Stückchen verspeist, wächst einfach ein Stückchen wieder nach, ganz wie es mir gefällt. Früher, da war mein Körperchen schon sehr viel mächtiger als mein Wille. Nun haben sie sich verbündet. Sind zu einem kräftigen Ding verschmolzen. Will ich etwas sein, so bin ichs.

An meiner Außenhaut kann sich nichts halten, nur meine Träume sitzen dort. Sind sie Gelee? Ich glaub, ein weicher Schmuck sind sie. Ich habs gesehen, nein, ich spürs, mein spüren tu ichs nicht, ist kompliziert. Ein Lichtschein ist um sie. Wie Wärme. Ist mir manchmal, als hätt ich in einer lang und weit entfernten Zeit einmal selbst solche Dinge hergestellt. Es kommt mir vor, es waren da Erdbrocken. Mit Spucke hab ich sie zu Farbe gerührt, Wände aus Stein hab ich mit wilden Zeichnungen versehen. Von Tieren und Kämpfen und auch von meinen Freunden hab ich dort Bilder hinterlassen. Manchmal sind die Träume rostig rot, dann schmutzig weiß, ocker und braun, einige bunte sind dabei, dann wieder sonn ich mich in ihrer Schwärze. Sie sind rund, oval, immerzu veränderlich, nur spitze Ecken, Stacheln haben sie nicht. Ein Lied könnt ich von ihrer umbrafarbenen Verträumtheit singen, wenn ich denn noch Melodien wüsst. Wie die mich schwabbeln und wabbeln ließen.

Meine Augen sind ein bisschen trübe, deswegen haben sich die Träume dicht neben sie gesetzt. Auch neben alle Kiemen, Atemwege, rund um den Nabel, er ist ganz versteckt. Ich glaub, ich sehe durch die Träume. Wie lebensfroh bin ich im Schlaf! Er macht mir meine Träume. Sie sind wie Bläschen. Setzten sich auf mich. Und glänzen und schwanken. Nach einer Weile verschwinden sie, es kitzelt. Sind aber immer neue da. Viel sollt ich deswegen schlafen. Sonst gehen mir die Träume aus.

Einer handelte davon, wie ich vor Jahr­millionen dalag und hinauf in einen Himmel sah. Ich war noch kein Teil von ihm, er war eine Gegend, durch die es keine Wege gab, ich sah nach oben und ich weiß, dass mir der Mund ganz offenstand, weil etwas explodierte. Ich träum von Zäpfchen, Lippen, Monden. Von einer so wunderschönen Larve gegen die Pest. Ein rotes Korn ist von ihr getropft, ganz zäh.

Von schmelzenden Vulkanen und gefrorenen. In einem neigt sich das Huhn, in Anbetung des Sternenhimmels, zum Monde hin. Brust­bären parlieren mit Hornblumen.

Die meisten Träume handeln von früher, von der Zeit, als ich noch mit Wimpern und Haaren und spitzigen Gliedmaßen war. Jemand pfeift ein Lied. Ein Herz klopft. Ich mal ein Bild. Ein Herz von einem Menschen, der sich noch nie betreten lassen hat. Von diesem Menschen träum ich oft. Sein Gesicht ist einfach. So einfach ist es zu vergessen, so leicht gelingt es mir wieder mich zurück vor dieses Gesicht zu denken, dass es mich verwirrt, und schon sind mir seine Züge wieder entglitten, und meine alten Träume zanken sich. Stand er nackt vor einem Gemälde mit einer bunten Landschaft hinter ihm, war nur sein Rücken bunt-gescheckt. Das Gesicht von diesem Mann ist überall, ich werds nicht los, so schnell, wie es in meinen schlafenden Gedanken ist, werd ich nie fliegen können. Bläuliches Licht strahlte damals unerbittlich zart auf mich. Wir schrieben uns Worte, viel seltener sprachen wir sie aus. Saßen nebeneinander oder gingen nebeneinander oder wir lagen, und kaum hatten wir uns mit den Händen berührt, es waren zumeist nur diese Worte, die wir uns gaben, hin und her so zwischen ihm und mir, und unter die Worte war etwas Speichel und andre Körperflüssigkeit gemischt.

Weiß nicht, was aus ihnen wurde, sind sie schon kleine Hölzchen, angekohlte, mit denen man die Wände von Höhlen gut schwärzen kann.

Und manchmal frag ich mich voller Sehnsucht: Ist auch er ein solch schöner großer Erdklumpen geworden wie ich, und was, wenn nicht?

Ich lieb die Träume, nie haben sie mich behelligt. Bis auf ein paar wenige, ich weiß nicht, was sie haben. Sie verkrusten auf mir. Ich glaub, so ist es, weil ich an manchen Stellen wenig spür. Die andren sind so lebhaft schön und glimmend in ihrer Endlichkeit und dann gibt es welche, die sind schon halb erstorben, aber ganz sterben sie nicht ab. Irgendetwas hat sich in diesen Träumen verhakt.

An einer Stelle sind die versteinen Träume in meinen Buckel eingesunken. Möcht ich mich gerne kratzen, wie tät das gut, aber wie soll das gehen, war früher möglich, jetzt bin ich zu träge. Die schnelle Bewegung durchs All, die schabt mir diese alten Träume nicht ab. Ich sah einmal ein Tier vor Jahr­millionen, ein schwärzliches Gebilde, das in einem tiefen Wasser war. Wal­fisch genannt. Und ich weiß, sein Äußeres war schwarz und krustig weiß, etwas hatte sich an ihm abgelagert, wie Steinchen, die etwas Geheimes enthielten, vielleicht wars des Wal­fischs Nahrung.

Meine alten Träume kann niemand essen. Sind seltsame Klumpen. Ihre Außenseite ist beschlagen, und würd man die Kruste aufbrechen, wärs drinnen nur so gelblich muffig. Einer sitzt in der Nähe des Portals, wo sich einmal mein Schlüsselbein befand. Hat sich festgenagt. Mich juckt die Stelle dort. Ich weiß nicht, was passiert, wenn die versteinen Träume tiefer in mich sinken.

Werd ich auf unbequeme Art zu liegen kommen? Werd ich dann zu einem harten Stein, der nur noch aus alten Traumteilchen besteht? Wird sich in vielen tausend Jahren eine Schale um mich sammeln? Werd ich knusprig sein? Wie Zuckerguss? Werd ich überreif sein unter meiner Traumschale und faulen zuletzt? Muss ich dann Mond sein für einen Planeten, kann ich nicht mehr ich selbst sein, mich nicht mehr selbst verspeisen? Werd ich so eingeschlossen schlafen können oder wirds mich drücken.

Kommt mir unmöglich vor. Aber es würde das Leuchten der Monde erklären. Ein Nachglimmen ists von alten Träumen. Was ist, möcht ich manchmal zischen, aber wie soll ich zischen mit Stimmbändern, die sich im Tiefschlaf wohl­lig fallen lassen haben. Weiße Perlen waren hier drin vor langer Zeit.

Der einzige Weg, die alten Träume aufzurütteln, ist die Nähe von einem schwarzen Loch. Das weckt sie. Spür ich sie glimmen, leicht rumoren. Die schwarzen Löcher sind wie wunderschöne Augen, irrtümlich ins All hinein gestreut. Oh, Schwarzauge, schön, nein, Goldauge, prächtig. In die bin ich verliebt. Man kann nie wissen, wann man auf eines trifft, es kündigt sich nur durch ein geheimnisvolles Ziehen an. Durch eine Unregelmäßigkeit im Schlaf, ein schönes Schwingen, leichtes Himmelsknistern, das sich überträgt. Ich erzittere, ich will dorthin, wo es ist, das schnelle, nimmersatte Nichts. Ist immerzu beschäftigt, muss viel arbeiten, um mich kümmern sich die schwarzen Löcher nicht groß. So schleich ich mich heran. Die größte Köstlichkeit ists, wenn ich im Staub der Dinge liege, die das schwarze Auge in sich reißt. Wie Sternenzucker. Und wie schön ist der Moment, wenn ich ganz schwindlig schon hinein in seinen Abgrund sehe, das Auge glänzt. Und wenn es dann plötzlich meinen Blick erwidert. Es ist schüchtern und gleichzeitig gruselt mich sein starrer Blick. Manchmal schaut es schön, verführerisch.

Aber bald hab ich mich sattgesehen. Möcht ich mich wieder lösen. Das All dreht sich um sie so wild. Möcht mich losreißen, bevors zu spät ist, ist schwer, manchmal droh ich schon festzukleben, die Wirbel halten mich so zärtlich. Es wär so leicht zu bleiben und mich der glänzenden Schwärze anzuvertrauen. Stiller als Stille, schneller als schnell.

Erschöpfung, wenn ich wieder für mich bin, in Sicherheit in meinem Himmel. Alles ist kühl und sanft und klar, der Mittelpunkt von allem bin jetzt wieder ich. Im Nachhinein ists schauerlich, daran zu denken, wie nah am Abgrund ich schon stand. Ich bin erschöpft, in solchen Zeiten sind die Träume träge, zu-müde, sich auf meine Außenhaut zu setzen. Kommt mein Appetit zaghaft zurück, möcht ich an den Plejaden knuspern. Kaum ein Stern hat mir je besser geschmeckt. Aber die Stelle, an der sie einmal waren, liegt weit hinter mir zurück.

Und manchmal treff ich auf andre, die mir gleichen.

Nebeneinander dösen wir. Manchmal stoßen wir leicht zusammen. Manchmal rutschen wir an den großen Planeten entlang. Wenn wir uns etwas sagen wollen, schreiben wir Nachrichten über unsre Hornantennen. Meist kommen sie nicht an.

^[1] Barbara Zeman, geboren 1981 im Burgenland, lebt in Wien, wo sie Geschichte studierte und als Journalistin für den Falter, The Gap und Die Presse schrieb. Für ihre Kurzgeschichten wurde sie mehrfach mit Aufenthalts- und Arbeitsstipendien ausgezeichnet. 2012 gewann sie den Wartholzpreis. Immerjahn (2019) ist ihr erster Roman. »Die Autorin behauptet, Museen nicht zu mögen. Gleichwohl ist es ihr gelungen, eines der hübschesten seiner Art aus Wörtern und Sätzen zu erschaffen.« Süddeutsche Zeitung

TERMINE^{*}

Freitag, 6.11.2020, 16 – 22 Uhr
Ausstellungseröffnung von Marianne Vlaschits
A Body That Lasts

Donnerstag, 26.11.2020, 20:30 Uhr
5020 PERFORMING SOUND #27: LUCID!
Live on Stage: Dasychira (NYC) & surprise act

Eine Ko-Veranstaltung Von Fünfzigzwanzig und ARGEKultur. EINTRITT FREI!
Nähere Informationen zur Veranstaltung finden Sie unter www.argekultur.at

* Alle Veranstaltungen werden laufend den aktuellen Covid-19 Maßnahmen angepasst!

Kontakt / *Contact*

kontakt@5020.info, www.5020.info
Residenzplatz 10/2, 5020 Salzburg
T. +43 662 848817

Öffnungszeiten / *Opening Hours*

(Ausstellungsraum / *exhibition space* + Bibliothek / *library*)

Dienstag bis Samstag 13 – 18 Uhr / *Tuesday until Saturday 1 – 6 pm*
So, Mo und Feiertage sowie zwischen den Ausstellungen geschlossen /
Closed on Sun, Mon and public holidays as well as between exhibitions

STADT : SALZBURG

 LAND
SALZBURG

 Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

 TRUMER
PILLS

FISCHER
CHRISTIAN